

Kein Kommentar

Zu den Pflichten des Professors gehört die Betreuung seiner Kandidaten bei der Abschlußarbeit – doch sie findet fast nie statt

Es gibt sie noch. Die Begriffe voller Geheimnisse. Magister und Diplom sind solche Begriffe: ferne Ziele, unerreichbar zu Beginn des Studiums. Und doch bergen erst sie die Möglichkeit, sich vom Heer der Namenlosen abzusetzen und endlich dem Professor ein Gesicht zu einem Namen zu liefern. Scheinbar. Denn gerade die kleine Nummer, der 0815-Student, der nur seinen Abschluß machen will, wird von manchem Professor behandelt, als hätte er ihn gebeten, ihm eine Niere zu spenden. Fassungsloses Kopfschütteln, resignierte Ablehnung oder offenes Jammern ob der Arbeitsüberlastung sind übliche Reaktionsmuster des Dozenten.

Geschickte Menschen machen die Not zur Tugend. Antje Rössler, die sich vom Münchner Germanisten Günter Häntzschel prüfen lassen wollte, streckte nur vorsichtig den Kopf in die Tür und fragte engelsgleich, wie hoch des Professors Genervtsein denn schon sei, von all den Studenten und deren Anfragen. Da hellte sich seine Miene auf: „Endlich mal jemand, der Verständnis hat. Zwar sind Sie die 62ste, aber wenn Sie keinen anderen finden, nehme ich Sie trotzdem.“

Die Betreuung. Jeder hat eine Vorstellung davon, nur wenige haben sie erfahren. Die Verpflichtung, Studenten zu betreuen, geht aus der allgemeinen Lehrverpflichtung des Professors hervor – allerdings ohne jede Konkretisierung. Fünf Minimal-Anforderungen listet eine Studie des Bayerischen Staatsinstituts für Hochschulforschung und Hochschulplanung (IHF) auf. Demnach handelt es sich bei der Betreuung um einen Prozeß, der sich über das gesamte Studium erstreckt, mit Phasen besonderer Intensität; der vom Dialog lebt, also weder bloße Anweisung noch unverbindlicher Ratschlag ist; der auf einer Sachebene, einer persönlichen und einer Metaebene stattfindet; der Supervision, Begleitung und Kontrolle meint.

Fünf Minimalia der Betreuung, und alle lachen mit. Denn trotz ausgeklügelter Evaluationen und backfrischer Dienstleistungsmentalität, trotz des angeblich rundumsanierten Bewußtseinstralala flüstern die Fakten anderes. Betreuung von Diplomanden und Magistranden findet meistens nicht statt, kann vielleicht gar nicht stattfinden. Eine Studie der Universität Köln belegt, daß ein Mitglied des wissenschaftlichen Personals mittlerweile 43 Studenten betreuen muß. Oder betreuen müßte. Vor zwanzig Jahren waren es nur 20, also weniger als die Hälfte.

Ikonen der Ignoranz

Die meisten gebrannten Kinder scheuen sich, öffentlich über den akademischen Ofen zu sprechen. Viele, weil sie dem Wissenschaftsbetrieb noch anhängen; andere, weil ihr Respekt vor den Herrschern der Elfenbeintürme noch immer anhält; wieder andere, weil

Hinterherjammern und Nachkarten nicht ihr Stil ist; und nochmals andere, weil ihnen die Ikonen der Ignoranz änderungsresistent scheinen. Dennoch beklagen mehr als dreißig Prozent der Studenten in der IHF-Studie offiziell, in keiner Weise betreut worden zu sein.

Fehlende Gelder, lemminggleiche Studentenzahlen und unwillige Professoren sind jedoch nur die eine Seite des Problems. Viele Studenten selbst suchen keinerlei Kommunikation mit dem Lehrpersonal und drücken sich vor jeder Art von Betreuung, die ja immer auch Kontrolle bedeutet. Sie wurschteln vor sich hin, mit unterdrücktem Beißreflex, um irgendwann achtzig Seiten gezimmert zu haben; die dann, mit gesunder Gleichgültigkeit hinsichtlich der Note, einfach als Abschlußarbeit eingereicht werden.

Was manchem recht sein mag. Peter Tscherne etwa hat in einer Art Fernstudium den Magister in Geschichte gemacht. Obwohl schon länger aus Freiburg weggezogen, konnte er von Berlin aus das gesamte Betreuungsprogramm absolvieren. Das heißt: „Ich habe zweimal mit meinem Prof telephonierte. Das war’s.“ Der gute Betreuer dagegen – mit echtem Anliegen, nicht geheucheltem Interesse und erkennbarer Verantwortung gegenüber seinen Studenten – gerät zunehmend zum Pandabären des akademischen Wildlife-Fund: lichtscheu, wählerisch und wenig fortpflanzungswillig.

Der Münchner Politologe Stephan Bierling gehört zu dieser Sorte. Intensive Vorarbeit charakterisiert seine Art der Betreuung: Fünf Stufen müssen genommen sein, bevor er einen Kandidaten überhaupt annimmt, darunter ein Exposé, das Thema, Methodik und Vorgehensweise der Arbeit definiert. Die standardisierte Vorarbeit ist letztendlich „für beide Seiten befriedigender. Die Leute wissen dann, was ihnen blüht. Und abgesprungen ist noch niemand.“

Sicher passiert es, daß ein beliebter Professor pro Semester 50 Abschlußarbeiten auf den Gabentisch gelegt bekommt, weil er dem Hörensagen nach besonders gute Noten verteilt; während der Kollege zwei Türen weiter sich voll auf seinen einzigen Kandidaten konzentrieren kann, weil er es versteht, die Studenten mit tief verstaubten Vorlesungen und Seminaren anmutig wie Stacheldraht auf Abstand zu halten. „Man muß zu dem Professor mit dem schlechtesten Ruf gehen. Der nimmt dich mit Kußhand,“ sagt Rössler. Womit aber auch ein Martyrium beginnen kann.

Nach Abgabe der Arbeit folgt die Korrektur, meist durch einen Assistenten. Die Studie der IHF kommt zu dem Ergebnis, daß mehr als drei Viertel der Elektrotechnik-Studenten bei der Diplomarbeit durchgehend von Assistenten betreut werden. Obwohl es auch anders geht. Voll Stolz und mit entwaffnender Ehrlichkeit verkündete ein Geschichtsprofessor seiner Nebenfach-Kandidatin Antje Rössler: „Schauen Sie, ich habe ihre Arbeit sogar bis zum Ende korrigiert.“ Wem soviel Gutes widerfährt.

Wer hingegen den Austausch mit „seinem“ Professor sucht, was laut IHF mehr als zwei Drittel der Studenten tun, wer sich bemüht, das Erarbeitete mit ihm zu diskutieren und die weitere Vorgehensweise festzuklopfen, der hat die Chance auf eine echte Sinnkrise. Denn vor den guten Willen haben die habilitierten Hohepriester die Kontaktaufnahme gesetzt. So dauert es manchmal Monate, um überhaupt einen Gesprächstermin zu bekommen. Und endlich, wenn die Zeit des großen Zusammentreffens gekommen ist, findet sich der Delinquent nach zwei Minuten wieder vor der Tür, versehen mit dem kargen Rat des Professors: „Nu’ machen Se mal.“ Die andere Spezies definiert das Thema mit der Präzision eines russischen Geschirrspülers, findet bei jedem Besuch des Kandidaten einen neuen, freilich blechernen Randaspekt, bläst damit die Arbeit auf und den Mut des Bearbeiters weg.

Ausgefranste Fristen

Die Folge ist eine enorme Verschleppung der Examenszeit. Bonner Forscher errechneten für einige Fächer eine mittlere Bearbeitungszeit von 18 bis 20 Monaten. Und das bei einer Fristvorgabe von sechs bis acht Monaten. Die IHF kommt im Fach Psychologie auf einen Mittelwert von 17,8 Monaten, zu addieren ist eine Vorlaufzeit von knapp zehn Monaten. In der Germanistik dauert die Abschlußarbeit 12,7 Monate plus fünf Monate Vorlauf. Da geht so manches Jahr ins Land.

Diese Umstände werden von den wenigsten bedacht, die über zu lange Studienzeiten lamentieren und hinter jedem Hochschüler im zwölften Semester einen arbeitsscheuen Querulanten wittern. Bisweilen wundert es fast, daß laut offiziellen Quellen bislang noch kein Student seinen Professor verschleppt, auf unbestimmte Zeit in eine kalte Klausur gesperrt und nicht herausgelassen hat, bis der eine konstruktive Meinung zur Arbeit abgegeben hat.

SEBASTIAN **POLIWODA**